

Enes Kanter Freedom
In the Name of Freedom

Enes Kanter Freedom

IN THE NAME OF FREEDOM

Mein Weg vom NBA-Star zum
Aktivisten für Menschenrechte

*Aus dem amerikanischen Englisch von
Henning Dedekind, Hans Freundl und Ursula Held*

ARISTON 

Die Originalausgabe erschien 2025 unter dem Titel *In the Name of Freedom*
bei *Threshold Editions*, einem Imprint von *Simon & Schuster*.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

2. Auflage 2025

Copyright der Originalausgabe © by Enes Freedom

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2025 Ariston Verlag

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich

Pflichtinformationen nach GPSR.)

www.penguin.de/verlage/ariston

Alle Rechte vorbehalten.

Übersetzung: Henning Dedekind, Hans Freundl und Ursula Held

Redaktion: Anne Büntig

Umschlaggestaltung: wilhelm typo grafisch, Zollikon nach einer Vorlage von

Chelsea McGuckin unter Verwendung eines Fotos von Kareem Black

Satz: Satzwerk Huber Germering

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-424-20323-3

Inhalt

Einleitung	9
I Das Versprechen	13
2 Gesprengte Ketten	35
3 Die Neue Welt	51
4 Kentucky Blues	63
5 Die Liga ruft	81
6 Vom Sportler zum Aktivisten	105
7 Erdoğans Rache	127
8 Sich selbst treu	149
9 Ich lege mich mit den Chinesen an	179
10 Exil	205
II Zur Erinnerung an Muhammed Fethullah Gülen	239
12 Wie es weitergeht mit Mr. Freedom	249
Dank	269
Anmerkungen	273

Dieses Buch ist all jenen gewidmet,
die für die Freiheit geopfert haben, was sie lieben.

Einleitung

Enes Kanter Freedom, Washington, D.C., 20. Oktober 2024, 21:20 Uhr

Freiheit gibt es nicht umsonst. Sie hat ihren Preis. Meine Geschichte, die ich hier erzähle, handelt vom Preis der Freiheit – einem Preis, den es sich zu zahlen lohnt.

Es ist eine Geschichte, die aus dem Schmerz geboren wurde, von meinem Heimatland verstoßen zu werden, zehn Jahre lang keinen Kontakt zu meiner Familie zu haben und das Spiel, das ich liebe, in der NBA und anderswo nicht mehr spielen zu dürfen. Es ist die Geschichte einer Inhaftierung in Europa, einer Beinaheentführung in einem fremden Land, einer Einstufung als »internationaler Verbrecher« und eines Interpol-Haftbefehls gegen mich. Es ist die Geschichte von inhaftierten und gefolterten Verwandten, zahllosen Morddrohungen, zwölf Haftbefehlen und einem Kopfgeld, das auf mich ausgesetzt war. Diese Geschichte handelt davon, dass ich alles geopfert habe, was mir am Herzen lag. Davon, dass ich den Rest meines Lebens darüber nachdenken werde, was hätte sein können und was vielleicht nie sein wird. Kurz gesagt erzählt diese Geschichte, wie es ist, ein meistgesuchter Mann zu sein.

Aber es ist auch eine Geschichte über die Entdeckung dessen, was am kostbarsten ist. Bei allem, was ich verloren habe, habe ich doch noch mehr gewonnen.

Als Kind wollte ich immer nur Basketballspieler werden. Ich erfüllte mir diesen Traum, als ich 2011 in die NBA aufgenom-

men wurde. Als mein Heimatland Türkei zunehmend in die Fänge eines Diktators geriet, fühlte ich mich moralisch verpflichtet, mich überall gegen Ungerechtigkeit auszusprechen und eine Stimme für diejenigen zu sein, die keine Stimme haben – von der Türkei über China bis hin zu allen anderen Ländern, in denen die Freiheit nicht gewährleistet ist. Mir wurde klar, dass mein Leben über den Basketball hinausgehen musste.

Heute habe ich überall, wo ich hinkomme – unabhängig von Ethnie, Religion, Geschlecht oder sonstigem Hintergrund –, dieselbe Botschaft im Gepäck: Freiheit ist nicht nur ein Wort. Es ist eine Lebenseinstellung. Das größte Geschenk der Freiheit ist die Möglichkeit, sich zu entscheiden für Liebe, Frieden, Freundlichkeit und dafür, anderen Menschen Kraft zu geben.

Während wir unsere Freiheiten genießen, sollten wir an diejenigen denken, die immer noch für ihre Freiheit kämpfen.

Es gibt nur ein Land, das mich zu all dem inspirieren konnte: die Vereinigten Staaten von Amerika. Als Kind hielt ich die USA für einen Hort des Bösen. Doch als ich die Menschen dort kennenlernte, an ihren Errungenschaften teilhatte und über ihre Ideale nachdachte, wurde mir klar, dass ich dazu geboren war, Amerikaner zu sein. Somit ist dieses Buch auch die Auseinandersetzung eines Einwanderers mit all dem, was Amerika so außergewöhnlich macht: seine Bürger, seine Möglichkeiten und – vor allem – die Freiheit, die es allen bietet. Amerika ist nicht perfekt, aber als Mann, der erlebt hat, wie Freunde und Familienangehörige ihrer Rechte beraubt und inhaftiert wurden, weiß ich, dass es das freiheitsliebendste Land der Welt ist und wir es deshalb wertschätzen sollten.

Ich hoffe, dass Sie meine Geschichte unterhaltsam und erhellend finden. Vor allem aber hoffe ich, dass sie Ihnen Mut macht, sich mit anderen zusammenzuschließen und für Menschenrechte, Gerechtigkeit, Demokratie und Freiheit für alle einzutreten.

Das Versprechen

Bumm. Bumm. Bumm.

Der Lärm an meiner Tür mitten in der Nacht in Jakarta, Indonesien, war kein Klopfen. Es war ein panisches Hämmern.

Ich war erschöpft und schreckte aus einem tiefen Schlaf hoch. Ein Blick auf die Uhr verriet mir, dass es 2:30 Uhr morgens war. *Was ist hier los?*

Ich stolperte aus dem Bett und ging zur Tür. Als ich durch den Türspion sah, erblickte ich meinen Manager Mel (sein Name wurde zum Schutz seiner Identität geändert). Er wirkte angespannt und durcheinander – wie ein Mann, der gerade selbst wachgerüttelt worden war.

Kaum hatte ich die Tür geöffnet, flüsterte mir Mel zu: »Komm sofort in mein Zimmer. Wir müssen reden.« Er sprach mit leiser Stimme, damit der Wachmann, der in der Nähe meiner Tür postiert war, nichts hören konnte.

Ich vertraute Mel bei praktisch allem in meinem Leben. Wir kannten uns seit Jahren. Auf dem College war er mein Übersetzer gewesen und jetzt war er mein Partner bei der Wohltätigkeitsarbeit. Wenn er sagte, dass es ernst war, hatte ich daran keinen Zweifel.

Wenige Augenblicke später waren wir in seinem Zimmer. Er schaute mir direkt in die Augen und sagte leise: »Wir müssen sofort gehen.«

»Was soll das heißen, wir müssen gehen?«

»Ich habe einen Anruf von einigen Freunden aus der Schule bekommen, wo wir heute Morgen das Basketballcamp veranstaltet haben. Ein paar Typen kamen heute Abend dorthin und wollten mit dir ›reden‹. Wir wissen nicht genau, wer sie waren, aber die Sache könnte richtig gefährlich werden.«

Die erste Möglichkeit war, dass es sich bei den Besuchern um Entführer handelte, die mich als Geisel nehmen wollten, um Lösegeld zu erpressen, wie es bekanntlich vorkommt, wenn prominente Persönlichkeiten bestimmte pazifische Länder besuchen. Die zweite Möglichkeit war beunruhigender: Agenten der indonesischen Regierung könnten nach mir suchen. Wenn das der Fall war, konnte es nur eines bedeuten: Die türkische Regierung setzte Indonesien unter Druck, mich festzunehmen und auszuliefern.

Ich lasse mich nicht gerne einschüchtern. Ich tat Mels Warnung als irrationale Paranoia ab und schlug vor, dass wir auf unsere Zimmer zurückgingen, um etwas zu schlafen. Doch Mel flehte mich an: »Wir müssen fliehen – das könnte wirklich hässlich werden!« Es war eine dieser Entscheidungen, die eigentlich gar keine sind: fliehen oder riskieren, in die Hände des türkischen Diktators Recep Tayyip Erdoğan zu fallen, der mir jahrelang das Leben zur Hölle gemacht hatte. Ich war mir so gut wie sicher, dass er dahintersteckte.

»Gehen wir.«

Hektisch suchten wir nach dem nächsten Flug aus der Stadt – ein Abflug um 5:30 Uhr nach Singapur. Vielleicht war das unsere letzte Chance.

Um 3:10 Uhr buchten wir zwei Tickets. Doch während wir uns auf die Abreise vorbereiteten, wurde uns klar, dass wir ein großes Problem hatten: Wir mussten meinem Sicherheitstrupp entkommen. Ich stand unter dem Schutz der indonesischen Regierung, der örtlichen Polizei und hatte zudem noch mein

eigenes Sicherheitsteam dabei. Ich reiste also mit einer ganzen Armee, einschließlich einer bewaffneten Leibwache, die nachts vor meiner Zimmertür postiert war. Glücklicherweise gelang es Mel durch einen Telefonanruf, den Türwächter in die Hotellobby zu locken. In diesem Augenblick konnten wir niemandem trauen, nicht einmal den Leuten, die zu meinem Schutz engagiert worden waren.

Bevor er wiederkam, packte ich in den wenigen Augenblicken, die mir blieben, rasch ein paar Sachen in meine Tasche. Ich war gleichermaßen von Enttäuschung wie von Panik erfüllt. Ich wollte nicht, dass meine Zeit in Indonesien so endete. Mein Besuch dort war Teil einer 40-tägigen Reise durch 17 Länder, auf der ich kostenlose Basketball-Seminare für Kinder gab. Nach sechs Jahren in der NBA war es mir ein Anliegen, das Spiel, das ich liebte, auch abseits des Platzes weiterzugeben, um Kindern mit unterschiedlichem Hintergrund etwas darüber beizubringen, was uns als Menschen verbindet. Jetzt musste ich meine Arbeit woanders fortsetzen.

Ich verließ mein Zimmer und ließ das »Bitte nicht stören«-Schild sicherheitshalber an der Tür hängen. Mel und ich huschten in ein Treppenhaus und eilten die Nottreppe zum Hinterausgang des Hotels hinunter. Wir ließen fast alles zurück – einen Großteil unserer Habseligkeiten, unsere Freunde auf der Tour und die Fahrzeugflotte, mit der unser riesiger Sicherheitstrupp unterwegs war. Die Interviews und Treffen, die für den nächsten Morgen mit indonesischen Journalisten und Politikern geplant waren, würden nicht stattfinden. Entweder säßen wir im Gefängnis – ein paar indonesische Regierungsbeamte täten der Türkei damit einen Gefallen – oder im nächsten Flugzeug außer Landes.

Es war der 19. Mai 2017, ein Tag vor meinem 25. Geburtstag. So hatte ich mir meine Geburtstagsparty nicht unbedingt vorgestellt.

Nachdem wir gegen 3:30 Uhr nachts über die Nottreppe entkommen waren, fanden wir durch einen glücklichen Zufall innerhalb weniger Minuten ein Taxi. Wir sagten dem Fahrer, er solle zum Flughafen fahren und Gas geben. Unterwegs nahm Mel ein Video auf, das wir unseren Freunden und unserem Anwalt in Amerika schicken wollten, sollte etwas passieren. Auf dem Rücksitz eingezwängt, erklärte Mel: »Unsere Kontakte vor Ort haben uns informiert, dass die türkische Regierung sie um Mithilfe gebeten hat, um Enes zu erreichen, und dass sie mit ihm sprechen müssten. Wir kennen ihre Beweggründe nicht, wir wissen nicht, was vor sich geht, aber wir müssen dafür sorgen, dass Enes in Sicherheit ist.« Falls wir gefangen genommen wurden, hatten wir immerhin zu fliehen versucht und hatten Beweise dafür, was geschehen war.

Noch nie ist mir eine kurze Autofahrt derart ewig vorgekommen. Glücklicherweise schafften wir es zum Flughafen und hasteten durch die Sicherheitskontrolle, wobei wir die ganze Zeit den Atem anhielten – als 2,11 Meter großer Mann bin ich in einer Menschenmenge ziemlich leicht zu erkennen. Jeden Augenblick konnte mir jemand in Uniform auf die Schulter tippen und den schrecklichen Satz sagen: »Kommen Sie bitte mit!«

Zum Glück geschah das nicht – vielleicht half es, dass ich meinen Kapuzenpulli und meine Sonnenbrille trug. Nachdem ich mich durch die Ganzkörperscanner manövriert und unter den strengen Blicken des Sicherheitspersonals so getan hatte, als wäre alles normal, gelangten wir ins Flugzeug nach Singapur und beteten im Stillen, dass wir es aus dem Land schaffen würden. Wir atmeten erst auf, als die Räder der Maschine vom Boden abhoben.

Zwei Stunden später landeten wir in Singapur. Wir riefen einen Freund an, der unseren Besuch in Indonesien mitorganisiert hatte, um herauszufinden, wer mit uns hatte »sprechen« wollen. Wir konnten kaum glauben, was er uns berichtete: »Die

Typen, die nach euch gesucht haben, waren Armee- und Geheimdienstoffiziere. Sie waren da, um euch abzuholen. Wenn ihr noch fünf oder sechs Stunden im Land geblieben wärt, dann würdet ihr jetzt in einem Flieger in Richtung Türkei sitzen.«

Wir hatten Glück, dass wir entkommen konnten, aber noch war die Sache nicht ausgestanden. Wir hatten keine Ahnung, wohin wir als Nächstes gehen sollten. Schließlich entschieden wir uns für Europa, wo ich glaubte, dank der strengen Menschenrechtsgesetze der Europäischen Union sicher zu sein. Außerdem sollten wir ohnehin noch nach Rumänien reisen, zu einem großen internationalen Kulturfestival mit 6000 Besuchern. Also ging es nach Rumänien.

Als wir in der Hauptstadt Bukarest landeten, stellte ich mich in die Warteschlange für die Einreise. Diese Schlangen sind in der Regel sowieso schon kilometerlang, aber diese hier kam mir unendlich vor, vor allem, weil mich ein paar Mitreisende wegen meiner Körpergröße anstarrten. Als ich an der Reihe war, handigte ich der für die Dokumentenprüfung zuständigen Beamtin meinen Reisepass aus. Der Vorgang dauerte mindestens zehn Minuten, wobei sie ständig auf ihren Computerbildschirm sah und dann wieder die Seiten durchblätterte. Andere Leute, die hinter mir in der Schlange standen, wurden schon an einen anderen Stand verwiesen. Mir war klar, dass das noch eine Weile dauern würde. Je mehr Zeit verstrich, desto nervöser wurde ich.

Ich fragte die Frau, die meinen Pass kontrollierte: »Gibt es ein Problem?« Sie sagte mir, ich solle einen Augenblick warten, und ging allein in ein Hinterzimmer. Sie kam mit der Polizei zurück.

»Ihr Reisepass wurde eingezogen. Sie können nicht ins Land einreisen. Es liegt ein Haftbefehl gegen Sie vor.«

Die Türkei, kein Zweifel.

Zwei rumänische Beamte in schwarzen Hosen und weißen Hemden brachten mich daraufhin in einen Wartebereich. Zum

Glück blieb Mel, obwohl er nicht festgenommen wurde, an meiner Seite, um mir so viel Schutz wie möglich zu bieten. Wir waren total verzweifelt und versuchten uns vorzustellen, wie das Ganze enden könnte. Dann geschah etwas Bemerkenswertes.

Als einer der Beamten, die mich bewachten, zur Toilette ging, rannte der andere auf mich zu. Er keuchte und sprach schnell: »Ich liebe die NBA und ich habe auch Ihr Engagement verfolgt. Ich muss Ihnen etwas sagen.« Ich sagte: »Wollen Sie ein Autogramm?«

»Vergessen Sie das Autogramm! Sie haben zwei Stunden Zeit, das Land zu verlassen. Wenn Sie dann noch hier sind, wird man Sie in die Türkei zurückschicken. Die rumänische und die türkische Regierung haben bereits Gespräche über ein Auslieferungsabkommen aufgenommen.«

In meiner Angst, bald an ein Land ausgeliefert zu werden, das mich am liebsten tot sehen würde, wusste ich nicht, was ich tun sollte.

Aber ich wusste, dass ich Freunde in den Vereinigten Staaten hatte. Und dass die Amerikaner immer für die Freiheit stehen. Das war eine der wichtigsten Lektionen, die ich nach mehr als sechs Jahren in Amerika gelernt hatte – dem Bannerträger der Freiheit auf der ganzen Welt und dem Land, das ich heute überglücklich meine Heimat nennen darf.

Ich postete ein kurzes Video in den sozialen Medien, in dem ich meine Inhaftierung dokumentierte und den türkischen Präsidenten Recep Tayyip Erdoğan beschuldigte, der Drahtzieher hinter alldem zu sein: »Er ist ein böser, böser Mensch und er ist ein Diktator.« Innerhalb weniger Minuten schickten mir Teamkollegen wie Steven Adams und Russell Westbrook Textnachrichten: Alter, was ist da los? Sie begannen, den Hashtag #FreeEnes in den sozialen Medien zu verbreiten. #FreeEnes war ursprünglich als scherzhafter Protestslogan unter den Studenten der University of Kentucky entstanden, als ich nicht für die

NCAA-Basketballspiele zugelassen war. Jetzt hatte er eine weit-
aus ernstere Bedeutung und die Welt nahm davon Kenntnis.

Wann immer freiheitsliebende Menschen in eine Krise geraten, wenden sie sich an eine Nation als ihren Retter: die Vereinigten Staaten von Amerika. Zu diesem Zeitpunkt meiner Karriere spielte ich für Oklahoma City Thunder und hatte mich mit Senator James Lankford aus Oklahoma angefreundet. Er war der Erste, den ich anrief.

»Ich glaube, die Türkei versucht, mich zu entführen«, platzte ich heraus, als ich ihm meine Notlage schilderte. Ohne zu zögern, antwortete er: »Ich habe schon verstanden. Lassen Sie mich sofort ein paar Leute anrufen.«

Später erfuhr ich, dass Senator Lankford die rumänische Regierung angerufen hatte. Eine Dreiviertelstunde später tauchte ein Mann im Anzug auf, um mit den rumänischen Wachleuten zu sprechen. Bis heute habe ich keine Ahnung, wer er war. Dann kam er auf mich zu und blieb wenige Zentimeter vor meinem Gesicht stehen. »Lassen Sie Ihre ganzen Sachen hier.«

Ich sah ihn verwirrt an. Er drückte mir ein Stück Papier in die Hand. »Hier ist Ihr Ticket. Sie nehmen diesen Flug. Schauen Sie nicht einmal mehr zurück.«

Ich stand fassungslos da. Ich wusste nicht einmal, wer der Typ war.

»Los!«

»Was ist mit meinem Gepäck?«

Mein neuer geheimnisvoller Freund konnte nicht glauben, was er da hörte. »Sie machen sich ausgerechnet jetzt Sorgen um Ihr Gepäck? Steigen Sie in das Flugzeug!«

Ich warf einen Blick auf das Ticket – es ging nach London und dann nach New York, wo ich glaubte, in Sicherheit zu sein.

Irgendwie verließen Mel – der keine Probleme mit seiner Reise hatte, aber zu meiner Unterstützung bei mir blieb – und ich den Sicherheitsbereich, ohne mit jemandem Augenkon-

takt aufzunehmen. Wir gelangten ohne Schwierigkeiten ins Flugzeug, aber wie schon auf der Rollbahn in Jakarta warteten wir nervös auf schlechte Nachrichten. Doch die kamen nicht. Knapp vier Stunden nach dem Start landeten wir auf dem Flughafen Heathrow in London.

Die Odyssee war allerdings noch nicht zu Ende.

Kaum waren wir gelandet, verkündete der Pilot über die Sprechanlage: »Alle bleiben sitzen. Keiner steht auf.«

Bald darauf stürmten zwei Polizisten mit automatischen Waffen ins Flugzeug. Sie bewegten sich entschlossen durch die beiden Gänge des Flugzeugs und hatten dabei eindeutig ein bestimmtes Ziel vor Augen.

Mein Herz klopfte wie wild, als ich mich dafür wappnete, dass sie mich aus dem Flugzeug holten. Mel drehte sich zu mir um: »Wenn sie wegen uns hier sind, ist es vorbei. Dann schicken sie dich zurück in die Türkei.«

Ich schüttelte nur den Kopf. »Tja, aber was kann ich denn jetzt noch tun?«

Die Sicherheitskräfte gingen den Gang entlang und blieben direkt neben meinem Sitz stehen. *Das war's*, dachte ich.

Es stellte sich jedoch heraus, dass die Beamten nach einem Mann im Flugzeug suchten, der direkt hinter mir saß und sich später als echter Terrorist erwies. Ich atmete erleichtert auf, dass die Polizei nicht hinter mir her war, und ich denke, es ist immer ein guter Tag, wenn ein bekannter Terrorist einem nicht den Transkontinentalflug vermiest. Doch nun hatte ich ein neues Problem: Aufgrund des Vorfalls im Flugzeug aus Rumänien war unser Anschlussflug nach New York bereits abgeflogen, sodass Mel und ich keine Möglichkeit zur Weiterreise nach New York hatten.

Eine Vertreterin der Fluggesellschaft zeigte sich äußerst entgegenkommend, gab uns einen Hotelgutschein und sagte, wir sollten am Tag darauf zum nächsten Flug wiederkommen. Sie

wusste freilich nicht, dass ich das Flughafenterminal nicht wieder betreten konnte, wenn ich es einmal verließ, da mein Pass annulliert worden war und ich möglicherweise auf einer Interpol-Liste stand. Ich war ein Mann ohne Land.

Ich lehnte ihr Angebot daher höflich ab: »Ich werde einfach irgendwo schlafen.«

»Was meinen Sie? Sie wollen kein Hotel?«

»Nein, ich werde auf dem Flughafen schlafen.« Sie war verblüfft.

Mel und ich schlenderten durch Heathrow, einen der verkehrsreichsten Flughäfen der Welt, auf der Suche nach einem Platz zum Schlafen. Nach mehr als zwei Tagen auf der Flucht und ohne Wechselkleidung waren wir ziemlich ungepflegt, ganz zu schweigen von der Erschöpfung und davon, dass wir das Flughafenessen satt hatten. Schließlich fanden wir innerhalb des Flughafenterminals ein Hotel. Nach dem Check-in tauschten Mel und ich die Zimmer – sollte jemand versuchen, mich aus dem Zimmer zu holen, das auf meinen Namen gebucht war, würde er den Falschen erwischen.

Mel und ich waren geistig und körperlich völlig ausgelaugt und schliefen sofort ein. Nach einer ereignislosen Nacht wollten wir am nächsten Morgen den Flieger nach New York nehmen. Als wir am Flugsteig ankamen, wartete ein Herr mit Sonnenbrille und Baseballmütze auf mich. Er sprach Englisch, aber ich konnte nicht erkennen, ob er einen amerikanischen oder einen britischen Akzent hatte. Soweit ich das beurteilen konnte, deutete nichts darauf hin, dass er von der Regierung oder von der Polizei war. Er verlor nicht viel Zeit mit Small Talk, sondern verlangte stattdessen, dass ich ihm meine Greencard aushändigte. Er prüfte sie, machte sich ein paar Notizen, rief mehrere Leute an und sagte schließlich: »Gehen Sie weiter!« Ich war der Einzige in der Warteschlange, der diese »Spezialbehandlung« genoss. Der Mann kam, wie ich später

erfuhr, vom U.S. Department of Homeland Security. Es war ein weiteres seltsames Ereignis in der angespanntesten Phase meines Lebens.

Etwa acht Stunden später landete das Flugzeug in New York. Ich war in meinem ganzen Leben noch nie so froh gewesen, wieder in den Vereinigten Staaten zu sein. Während der gesamten Odyssee waren es Amerikaner gewesen, die mir geholfen hatten, in Sicherheit zu gelangen: Senator Lankford, der Mann im Anzug in Rumänien und der Beamte vom Heimatschutzministerium in London. Die Amerikaner kamen zu Hilfe, was sie besser können als alle anderen auf der Welt. An diesem Tag schwor ich mir, den amerikanischen Boden nicht mehr zu verlassen, bis ich US-Staatsbürger geworden wäre. In den nächsten viereinhalb Jahren tat ich das auch nicht.

Meine Karriere als Menschenrechtsaktivist – und die damit verbundenen Opfer – begann nicht erst mit meiner Zeit in der NBA. Alles begann mit einem Versprechen, das ich im Alter von neun Jahren meiner Mutter Gulsum gab.

Ich wurde 1992 in der Schweiz geboren. Mein Vater Mehmet studierte damals an der Universität Zürich und wurde später zu einem der besten Genetiker der Türkei. Nach Abschluss seines Studiums zog meine Familie nach Van, einer Stadt im äußersten Osten der Türkei, etwa eine Autostunde von der Grenze zum Iran entfernt. Diese Gegend ist weit entfernt von den kosmopolitischeren Städten der Westtürkei wie Istanbul und Izmir; die Menschen dort sind weniger gebildet und der Welt gegenüber eher verschlossen.

Infolgedessen neigen sie eher dazu, jene falschen, hasserfüllten Narrative zu übernehmen, die im gesamten Nahen Osten zu finden sind. Schon bevor Erdoğans islamistisches Regime (das heute eher einer Diktatur gleicht) im Jahr 2002 an die Macht kam, verbreiteten viele türkische Nachrichtensender eine Propaganda, mit der die Vereinigten Staaten, Christen

und Juden dämonisiert wurden. In den letzten Jahren sind die sozialen Medien zu einer neuen Quelle geistiger Vergiftung geworden. Auch türkische Politiker haben den Hass geschürt, indem sie mit Vorurteilen Wahlkampf machten. Die Türken sind ein äußerst stolzes Volk und lieben Politiker, die ihnen versprechen, den USA und den europäischen Staaten die Stirn zu bieten.

Meine erste direkte Erfahrung damit, wie hasserfüllt Menschen sein können, machte ich im Alter von neun Jahren. Eines Tages rannte ich die Treppe unseres Mehrfamilienhauses hinunter, um mit meinen Freunden zu spielen. Wir waren typische Stadtkinder und spielten immer auf der Straße oder in den Gassen unseres Viertels. Als ich mich mit meiner Gruppe draußen traf, konnte ich nicht glauben, was ich da sah. Meine Freunde verbrannten amerikanische Flaggen und zerbrachen Kreuze.

»Jungs, was macht ihr da?!«, rief ich.

Einer meiner Freunde sah auf; er hielt ein Feuerzeug in der Hand. »Was ist denn schon dabei? Das ist doch das, was sie im Fernsehen auch machen. Amerikaner sind böse und Juden sind Teufel.«

Ich hegte damals keine Sympathien für Amerikaner und Juden, aber was meine Freunde da taten, erschreckte mich. Ich war sprachlos. Ich hätte wohl nie gedacht, dass *meine* Freunde aus der Nachbarschaft die gleiche Feindseligkeit widerspiegeln würden, die die Welt um uns herum verschlang. Im Hause Kanter gab es so etwas nicht, vielleicht war ich also nur gut behütet.

Wie auch immer, jetzt musste ich eine Entscheidung treffen.

Da reichte mir mein Kumpel das Feuerzeug – und eine amerikanische Flagge. »Los, Mann! Verbrenn sie!«

Die Entscheidung war klar: entweder die Flagge verbrennen oder meinen besten Freund verlieren und mich jahrelang schikanieren lassen.

Ich warf die Flagge und das Feuerzeug zu Boden und rannte davon, während mir die Spötteleien meiner Freunde in den Ohren widerhallten.

Ich rannte bis hinauf zu unserer Wohnung und stürzte in die Arme meiner Mutter.

»Meine Freunde sagen, ich soll Amerika hassen, die Juden hassen und die Christen hassen! Was soll ich tun?«

Meine Mutter blickte mir tief in die Augen. »Ich werde dir nicht sagen, was du tun sollst. Aber hasse niemals andere Menschen, bevor du sie kennengelernt hast.«

Sie fuhr fort: »Glaube an etwas und stehe immer aufrecht dafür ein. Auch wenn das bedeutet, dass du alles opfern musst, was du hast.«

An diesem Tag gab ich meiner Mutter ein Versprechen: »Ich werde niemanden hassen, ehe ich ihn kennengelernt habe.« Dieses Versprechen prägt mein Engagement für andere und motiviert mich immer noch, mich gegen Ungerechtigkeit auszusprechen. Es war jedoch leichter, es zu geben, als sich daran zu halten. Meine Kindheit überschneidet sich mit dem Aufstieg Erdogans, dessen Kampagne und Anhänger zunehmend aggressiver wurden, als politisch islamistische und anti-amerikanische Parolen in ihre Propaganda einfließen. Gleichzeitig marschierten die Vereinigten Staaten nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001 in Afghanistan und zwei Jahre später in den Irak ein. Viele Türken (und Menschen im gesamten Nahen Osten) sahen darin ein böses Komplott der USA zur Vorherrschaft über muslimische Länder – eine Wiederholung der Kreuzzüge des Mittelalters.

In manchen öffentlichen Schulen in der Türkei – sogar in Grundschulen – waren im Eingangsbereich US-Flaggen auf den Fußboden gemalt, damit jeder, der eintreten wollte, darauf treten musste. Wer das nicht tat, wurde von den anderen Kindern als Verräter oder schlechter Muslim verspottet. Ob-

wohl meine Eltern nicht auf den Hass und die Lügen hereinfließen und versuchten, uns den richtigen Weg zu weisen, begann ich, Mythen über Juden, Christen und Amerikaner zu glauben, von denen ich heute weiß, dass sie vollkommen falsch sind.

Abgesehen von dem Hass, waren die öffentlichen Schulen auch aus einem anderen Grund schrecklich: Wir Schüler wurden wegen des kleinsten Fehlverhaltens geprügelt. In jedem Klassenzimmer gab es einen Stock, mit dem die Lehrer uns auf die Hand schlugen, wann immer ihnen danach war. Obwohl ich sowohl in Bezug auf meine Leistungen als auch auf mein Verhalten zu den besseren Schülern gehörte, schlug mich einer der Lehrer eines Tages mehrfach und heftig. Als ich nach Hause kam, waren meine Eltern entsetzt über die blauen Flecken auf meinen Händen. »Das war's«, sagte mein Vater. »Du bist raus aus der Schule.« Am nächsten Tag begleitete er mich zur Schule und sagte mir, ich solle ein Foto mit meinen Klassenkameraden machen, denn es sei das letzte Mal, dass ich sie sehen würde. Ich besuchte nie wieder eine öffentliche Schule in der Türkei.

Damals begann ich, eine Hizmet-(»Dienst«-)Schule zu besuchen, eine von vielen in der Türkei, die auf den Prinzipien des türkischen Islamgelehrten Muhammed Fethullah Gülen beruhen, der ein guter Freund und Lehrer von mir war, bis er am 20. Oktober 2024 verstarb. Im Gegensatz zu vielen religiösen Autoritäten im Nahen Osten setzte sich Gülen jahrzehntelang für eine Form des gemäßigten Islam ein, die von Toleranz, Aufgeschlossenheit und Respekt geprägt ist. Obwohl er ein stolzer Muslim war, befürwortete er eine säkulare Regierung und demokratische Normen.

Es sollte nicht überraschen, dass seine Philosophie in der Türkei überaus populär ist, einem Land, in dem Millionen von Bürgern immer noch die Grundsätze des säkularen Islam hochhalten, auf denen die Nation 1923 nach dem Zusammenbruch des Osmanischen Reiches gegründet wurde.

Das erste Mal, als ich von Herrn Gülen hörte, war ich acht Jahre alt. Meine Mutter hatte im Wohnzimmer eine umfangreiche Bibliothek und ich las leidenschaftlich gern Bücher. Fast jedes Buch hatte denselben Autorennamen auf dem Umschlag: Fethullah Gülen. Ich erinnere mich, dass ich eines der Bücher in die Hand nahm und meine Mutter fragte: »Wer ist dieser Mann? Und warum habt ihr so viele Bücher von ihm in eurer Bibliothek?«

Meine Mutter lächelte kurz und setzte sich zu mir. An jenem Tag erklärte sie mir, wer Gülen war und wofür er stand – seine Vision, diese Welt zu einem friedlichen Ort für alle Menschen zu machen, seine Mission, die Jugend zu erziehen, sein Traum von der Koexistenz der Religionen, sein Kampf gegen den Hunger, seine Leidenschaft für den interreligiösen Dialog. Nicht zuletzt beeindruckte mich seine Sorge um die Menschenrechte für alle. Schon als Achtjähriger wollte ich in seine Fußstapfen treten und seine Vision von einer besseren Welt für alle unterstützen. Schließlich machte Gülens Beliebtheit ihn zum Staatsfeind Nr. 1 der türkischen Regierung – was auch für mich Konsequenzen hatte. Aber diese Geschichten erzähle ich später.

Schüler an einer Einrichtung des weltweiten Hizmet-Bildungsnetzwerks zu sein, war eine vollkommen andere Erfahrung als die, die ich an der öffentlichen Schule gemacht hatte. Zum einen war es das erste Mal, dass man mich im Klassenzimmer nicht lehrte, andere Menschen zu hassen. Wir wurden auch nicht in Bezug auf die Person Gülens indoktriniert. Stattdessen hörten wir etwas über Toleranz und Respekt gegenüber Menschen, die anders waren als wir. Der Besuch einer Hizmet-Schule half mir, das von Hass geprägte Denken abzulegen, das ich in meinem vergifteten Lebensumfeld aufgesogen hatte. Dies war nur der erste Schritt in einem sehr langen Prozess, in dessen Verlauf ich meine Unwissenheit überwand. In meinem Leben hatte nun ein neues Kapitel begonnen, ein

Kapitel, das sich später fortsetzen sollte, als ich eine persönliche Bindung zu Fethullah Gülen aufbaute.

Eine weitere großartige Sache an der Hizmet-Schule war, dass die Lehrer im Gegensatz zu den Lehrern der öffentlichen Schulen freundlich und respektvoll waren. Ich erinnere mich, wie ich zum ersten Mal in der Klasse saß und einem anderen Schüler zuflüsterte: »Wo ist der Stock?«

»Wovon redest du?«, fragte er erstaunt zurück.

»Du weißt schon, der Prügelstock.«

Er sah mich an, als wäre ich verrückt.

Obwohl sich das politische Klima in der Türkei während meiner Kindheit zum Schlechten veränderte, schenkte ich Politik und Außenpolitik keine große Aufmerksamkeit. Was mich wirklich interessierte, war Sport. Ich war zwar groß, aber Basketball war nicht meine erste Liebe – es war Fußball.

Wie die ganze Welt – außer den USA – ist auch die Türkei fußballverrückt und ich war von klein auf begeistert. Mein Problem war nur, dass ich immer gezwungen war, im Tor zu stehen, weil ich größer war als die anderen Kinder, und das hasste ich. Außerdem war ich einfach zu langsam, um richtig gut zu sein. Also beschloss ich, mir meine Größe zunutze zu machen, und begann im Alter von neun oder zehn Jahren mit dem Basketballspielen.

Obwohl es in meinem Viertel in Van keinen Basketballkorb gab, hielt mich das nicht davon ab, an meinem Spiel zu arbeiten. Ich nahm einen Fußball und übte, damit bestimmte Punkte auf einem Stoppschild zu treffen, oder ich versuchte »Dunkings«, indem ich in die Höhe sprang und mit dem Ball den Pfosten des Schildes so hoch wie möglich antippte. Die anderen Kinder fanden das total lächerlich, aber ich blieb dabei. Wenn ich nicht gerade trainierte, schaute ich mir gerne die NBA im Fernsehen an – vor allem die Los Angeles Lakers, an-

geführt von meinen Helden Shaquille O'Neal und Kobe Bryant. Oft stand ich zwischen 3:00 und 4:00 Uhr morgens auf und schlich mich ins Wohnzimmer, um sie spielen zu sehen. Ich achtete dabei auf das richtige Timing: Wenn meine Mutter doch einmal aus dem Schlaf erwachte, um sich zu vergewissern, dass ich wirklich im Bett war, konnte ich unbemerkt in mein Zimmer zurückschleichen. Einen Augenblick später, wenn sie wieder ins Bett ging, schaltete ich den Fernseher erneut ein und sah mir das Spiel weiter an.

Anfangs waren meine Eltern das größte Hindernis für meinen Erfolg auf dem Basketballplatz, denn sie wollten nicht, dass ich überhaupt spielte. Sie predigten ständig, wie wichtig es sei, in der Schule gut zu sein, und befürchteten, dass der Sport meine schulischen Leistungen beeinträchtigen könnte. Aber ich spielte unheimlich gern Basketball und nervte sie permanent, mich spielen zu lassen. Auch mein Sportlehrer, Fatih Karali, lag ihnen damit in den Ohren – er fand, ich sei vielversprechend.

Eines Tages, als ich zehn Jahre alt war, sagte mein Vater schließlich zu mir: »Wenn du mich beim Basketball schlagen kannst, lasse ich dich spielen.« In den nächsten zwei Monaten trainierte ich unermüdlich und bereitete mich auf den Tag vor, an dem ich meinen Vater herausfordern würde. Dann, an einem Samstag, gingen wir zum Basketballkorb meiner Schule und begannen zu spielen.

Ich gewann haushoch gegen ihn. Er hielt sein Versprechen und sagte: »Ich respektiere dein Engagement und deine harte Arbeit. Ich lasse dich das machen. Aber du musst mir eines versprechen: Was auch immer passiert, es ist wichtiger, dass du ein guter Schüler bist als ein guter Basketballspieler. Die Schule kommt zuerst.« Das klang für mich fair.

Mit Fatih als Trainer entwickelte sich mein Spiel prächtig. Er lehrte mich die Grundlagen und war der Erste, der mir sagte, dass ich eines Tages in der NBA spielen könne. Seine Zuver-

sicht übertrug sich auf mein Selbstvertrauen. Vieles von dem, was er mir beibrachte, konnte ich bei allen Schritten meiner Karriere anwenden. Wir sind noch heute befreundet.

Bis ich etwa 14 Jahre alt war, lebte meine Familie in Van. Zu dieser Zeit wollten meine Eltern unbedingt in einen Teil der Türkei umziehen, wo ein höheres Niveau an Bildung und Kultur herrschte, aber sie waren sich nicht sicher, wohin sie gehen sollten. Eines Tages im Frühjahr 2006 war mein Vater, der mit seinen 1,95 Metern selbst ein Riese ist, auf einer Reise nach Ankara, der Hauptstadt des Landes, und betrat ein Geschäft für Bürobedarf. Ein Typ, der annahm, dass mein Vater Kinder hatte, sprach ihn an und fragte, ob er einen Sohn habe, der einmal so groß würde wie er selbst.

»Ja«, sagte mein Vater. »Er ist schon fast größer als ich!«

»Bringen Sie ihn hierher nach Ankara, damit er bei einem richtigen Basketballverein trainieren kann«, sagte der Mann. »Er könnte eine große Zukunft haben.«

Als mein Vater von seiner Reise nach Hause kam, setzte er sich zu mir. »Dieser Mann, den ich in Ankara getroffen habe, möchte, dass du für seinen Verein spielst«, sagte er. »Was hältst du davon, dorthin zu ziehen?«

»Wäre super!«

In jenem Sommer fuhren mein Vater und ich für eine Woche nach Ankara, um sicherzugehen, dass die Bedingungen dort so gut waren, wie sie schienen, und ich trainierte für einen Verein namens Efes – einen der besten in der Türkei. Beim ersten Training war klar, dass ich bereits besser war als alle anderen Jungs in meinem Alter, obwohl ich kaum regulären Basketball gespielt hatte. Alle waren erstaunt, dass ich, ein Junge aus einem Kaff irgendwo in der Osttürkei, so gut war. Ständig wollten die Leute von mir wissen, warum ich so begabt in diesem Spiel sei. Es steht außer Frage, dass ich hart dafür trainiert hatte. Vor allem aber hatte Gott mir diese Gabe in die Wiege gelegt.

Alles lief großartig – so schien es zumindest. Doch dann kam es, wie so oft im Laufe meiner Karriere, zu einem Rückschlag. Mein Vater und ich übernachteten im Haus des Efes-Trainers. Meine Eltern sind sehr gläubig und trinken keinen Alkohol. Leider hielt der Trainer meinem Vater eines Abends ein Bier vor die Nase und sagte: »Ich kann abends nicht einschlafen, wenn ich nicht eins davon trinke.« Ich sah in das Gesicht meines Vaters und wusste, dass dies ein Problem werden würde. Später, unter vier Augen, sagte er zu mir: »Du wirst auf keinen Fall zu diesem Club gehen!« Ich glaube, er hatte Angst, dass ich mir ähnliche Angewohnheiten zulegen könnte. Ich war am Boden zerstört und fing an zu weinen. Ich flehte meine Eltern an, mich gehen zu lassen.

Schließlich lenkten sie ein, aber meine Mutter stellte eine Bedingung: Ich musste auf eine der Hizmet-Schulen in Ankara gehen.

»Ich werde alles tun, was ihr wollt!«, rief ich erleichtert. »Ich will einfach nur Basketball spielen!« Später in diesem Sommer – ich war inzwischen 14 – zog ich mit meiner Familie nach Ankara. Meine Eltern waren von Anfang an nicht begeistert, dass ich Basketball spielen wollte, also rechne ich es ihnen hoch an, dass sie eine Entscheidung trafen, die es mir ermöglichte, meinen Traum zu verwirklichen. Der Umzug nach Ankara war auch für mich persönlich ein Gewinn. Als Kind war ich ziemlich schüchtern, und in Van kannte ich nur mein eigenes kleines Viertel und die Leute, mit denen ich zur Schule ging. In Ankara kam ich allmählich aus meinem Schneckenhaus heraus und lernte den Umgang mit meinen Mannschaftskameraden und Trainern.

Während ich mich darauf vorbereitete, für Efes zu spielen, begann meine schulische Laufbahn am Samanyolu College, einer anderen Hizmet-Schule. Ich hoffte, dort ein Sportstipendium zu bekommen, wenn ich in das Basketballteam aufge-

nommen würde. Der Trainer, Halil Ercikti, bot mir ein Probetraining an. »Du darfst ein paar Mal werfen«, sagte er. »Wenn du triffst, kriegst du ein Stipendium.« Das war eine echt lächerliche Art, ein Stipendium zu vergeben, aber ich wollte mich nicht beschweren. Ich schaffte drei von drei Versuchen und die Sache war erledigt. Wenn nur alles im Leben so einfach wäre.

Dann kam eine schreckliche Nachricht bezüglich meiner Spielberechtigung – etwas, das sich zu einem Muster in meiner Basketballkarriere entwickeln sollte.

In der Türkei gibt es ein seltsames Gesetz, wonach ein Amateur-Basketballspieler immer nur für eine Mannschaft spielen darf. Ich hatte keine Ahnung von diesem Gesetz, als ich zustimmte, für Samanyolu zu spielen, was aber bedeutete, dass ich plötzlich keine Berechtigung mehr für den weitaus besseren Verein Efes hatte. Als ich das hörte, dachte ich sofort, dass Samanyolu mich reingelegt habe (was nicht der Fall war). Glücklicherweise reagierte der Efes-Trainer sehr ruhig und verständnisvoll auf die Situation. »Das ist die beste Schulmannschaft in ganz Ankara«, sagte er. »Wir werden ihn dort spielen lassen. Er wird sein Spiel entwickeln, und wenn er alt genug ist, nehmen wir ihn in unser erstes Team auf.«

Samanyolu bot mir die Möglichkeit, mit begabten Spielern gegen schwierige Gegner anzutreten. Trainer Ercikti war jedoch ein richtiger Schleifer. Ich war einer der besten Spieler der Mannschaft, aber nach dem fünften oder sechsten Spiel nahm er mich aus dem Team. Ein paar Spiele lang diente ich der Mannschaft als Wasserjunge. Ich war sehr verärgert, weil ich seine Entscheidung nicht verstand. Später erkannte ich, dass er es tat, um mich zu zügeln. Ich entwickelte mich hervorragend auf dem Spielfeld und er wollte nicht, dass ich übermütig wurde und mich auf meinen Lorbeeren ausruhte. Nachdem er mich wieder in die Mannschaft aufgenommen hatte, waren er und die anderen Trainer sehr positiv eingestellt und rieten

mir, mich nicht ablenken zu lassen, sondern immer 100 Prozent zu geben.

Am Ende meines ersten Studienjahres war ich auf etwa 2,05 Meter angewachsen.

Eines Tages war ich bei einem Turnier und sah mir ein paar Spiele anderer Altersgruppen an, bevor mein Team an der Reihe war. Ein rundlicher Mann um die 40, in schwarzen Shorts und rotem T-Shirt, saß neben mir. Ich hatte ihn noch nie zuvor gesehen. Er fragte mich, für wen ich spiele, und ich sagte es ihm.

»Weißt du, wer ich bin?«, fragte er mich.

»Nein, tut mir leid«, antwortete ich.

»Ich heiße Mustafa Derin. Ich bin Nationaltrainer der türkischen U16-Mannschaft.«

Mustafa und ich unterhielten uns etwa eine Stunde lang und verstanden uns auf Anhieb. Sein Basketball-IQ war überragend.

»Beherrscht du Dunkings?«, wollte er unter anderem wissen.

»Ja.«

»Wenn du spielst, dann zeig's mir.«

Als meine Mannschaft im Turnier antrat, spielte ich hervorragend, aber während des Spiels ergab sich keine Gelegenheit zum Dunken. Als der Summer am Ende des Spiels ertönte, blieb ich noch auf dem Platz, während die Mannschaften in die Umkleidekabine zurückkehrten. Ich nahm dem Schiedsrichter den Ball aus den Händen, sprintete über das Spielfeld und warf den Ball in den Korb. Mustafa sah es und nickte mir zu. Am Ende des Tages sagte er zu mir: »Ich werde dich zum Training der Nationalmannschaft in Ankara mitnehmen. Wenn du gut bist, schaffst du es ins Team.«

Mein Herz schlug höher angesichts dieser unglaublichen Chance. In der Woche darauf trainierte ich mit der Mann-